

*Vorlesung anlässlich des Ruhestands, 1. Februar 2013,
Institut für Zeitungsforschung Dortmund*

Zum Programm der Journalistik

Zwei Blicke zurück und einer nach vorn

Von Horst Pöttker, Institut für Journalistik, TU Dortmund

Es kommt mir fast wie gestern vor, dass ich in Dortmund eine *Antrittsvorlesung* gehalten habe. Und die Zeit zwischen Antritt und Abtritt ist ja bei mir auch nicht besonders lang: ziemlich genau 18 Jahre.

Das ist für einen Hochschullehrer eine mittellange Zeit, nach der man auch schon glücklich sein kann, dass einige von denen, die beim Antritt dabei waren, heute wieder hier sind. Besonders erfreut bin ich darüber, dass mein verehrter Vorgänger Kurt Koszyk den weiten Weg von München nach Dortmund nicht gescheut hat. Ich kann mich noch gut an das kurze, auf beiden Seiten neugierige Gespräch erinnern, das sich damals auf der Treppe zwischen ihm und meiner mittlerweile verstorbenen Mutter entspann. Wenn Wolfgang R. Langenbacher, mein nicht minder verehrter Gastgeber während eines Forschungsfreisemesters in Wien, nicht auf einer seit langem geplanten Reise wäre, hätten wir heute das Privileg, mit den beiden Gründern des Fachs in Westdeutschland zusammen zu sein, über dessen prekäre Identität und Entwicklung ich sprechen will.

Auch schon in der Antrittsvorlesung, deren Text später in der Fachzeitschrift „Publizistik“ erschienen ist¹, habe ich mir über das Programm der Journalistik Gedanken gemacht. Ursprünglich war mein Plan, heute nur auf das damals Gesagte zurückzuschauen und selbstkritisch zu fragen, was von dem Programm, das ich für das Fach und mich selbst vor mir sah, sich realisieren ließ - und was noch zu tun bliebe, wenn man dieses Programm nach wie vor gelten ließe.

An letzterem sind mir in den 18 Jahren zunehmend Zweifel gekommen. Mittlerweile finde ich das Programm von damals zwar nicht falsch, aber in einem folgenreichen Punkt ungenügend.

¹ Vgl. Pöttker, Horst (1998): Öffentlichkeit durch Wissenschaft. Zum Programm der Journalistik. In: Publizistik, 43. Jg., H. 3, S. 229 – 249.

Dazu haben in jüngster Zeit zwei Erfahrungen beigetragen, die ich nicht gemacht hätte, wenn ich mich – was mein Recht gewesen wäre – schon vor drei Jahren hätte pensionieren lassen. Die eine Erfahrung ist das Projekt „Initiative Lokaljournalismus in Nordrhein-Westfalen“ (INLOK, www.inlok.de), das die TU Dortmund und das Institut für Journalistik dem Engagement von drei Institutionen verdankt: der nordrhein-westfälischen Landesregierung und besonders Ministerpräsidentin Hannelore Kraft mit ihrem Entschluss, man solle dem oft unterschätzten, durch die digitale Revolution noch tiefer in die Krise geratenen Lokaljournalismus durch öffentlich geförderte Weiterbildung unter die Arme greifen; der Forderung des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), dies müsse unabhängig von politischen Sonderinteressen geschehen, der BDZV benutzt hier das Schlagwort von der „Staatsferne“; und der Einsicht des Deutschen Journalistenverbandes (djv), an der Weiterbildung von Lokaljournalist(inn)en müsse – besonders in der gegenwärtigen Umbruchsituation – die Wissenschaft beteiligt werden, deren Aufgabe es ja ist, kulturellen Wandel zu analysieren und daraus Rückschlüsse auf notwendige Anpassungsprozesse zu ziehen.

Die zweite Erfahrung, die meine Absichten durchkreuzt hat, war die Antrittsvorlesung unseres früheren Dortmunder Kollegen Klaus Meier an der Universität Eichstätt im vergangenen Juli. Grundständige Journalistik-Studiengänge an deutschen Universitäten gibt es nur (noch) in Dortmund und eben in Eichstätt. Auch Klaus Meier hat sich bei dieser Gelegenheit mit dem Programm der Journalistik befasst und dabei so intensiv auf meine Antrittsvorlesung Bezug genommen, dass ein heute nicht anwesender Kollege mich hinterher gefragt hat, wie viel ich ihm denn für jede Erwähnung gegeben hätte. Klaus Meier, den Sie noch als Teilnehmer am Podium erleben werden, kann es hoffentlich bestätigen: Es gab bis vor Kurzem nicht viele Publikationen, auf die sich jemand beziehen kann, der über das Programm der Journalistik in Deutschland nachdenkt. Mittlerweile ist die eine oder andere dazugekommen, was durch die Krise der Printmedien angestoßen worden sein mag, von der ich Mitte der 1990-er Jahr allenfalls etwas hätte ahnen können. Klaus Meier hat meine Antrittsüberlegungen als Katalysator verwendet, um seine eigenen Ideen zu entwickeln. Von denen habe ich so viel gelernt, dass ich es heute nicht bei Rückblick und Rechenschaft lassen kann, sondern am Ende in die Zukunft schaue. Historiker sagen oft mit professionellem Stolz, sie befassten sich mit der Vergangenheit, *nicht* mit der Zukunft. Ich bin dann froh, nur ein Hobby-Historiker zu sein, der sich vor allem für die Vergangenheit interessiert, um die Gegenwart besser verstehen und die Zukunft besser gestalten zu können.

Die Pflicht, Rechenschaft zu geben, empfinde ich trotzdem, auch mir selbst gegenüber. Nur soll das knapp am Anfang geschehen, in Art einer summarischen Liste. Danach nutze ich die Gelegenheit, über Veränderungen des Journalistik-Programms nachzudenken, wobei ich sowohl in eine Vergangenheit längst vor meiner Zeit als auch in eine Zukunft danach blicken will.

Blick zurück auf die Antrittsvorlesung

Ich habe in meiner Antrittsvorlesung für eine Journalistik plädiert, die sich nicht über einen Gegenstand oder eine Methode konstituiert, sondern über den *Beruf*, den sie forschend und lehrend begleitet und dem sie helfen soll, seine Aufgabe besser zu erfüllen, indem sie ihn auf rationale und empirische Füße stellt. Im Falle des Journalistenberufs besteht die Aufgabe darin, Öffentlichkeit, d. h. ein Optimum an Transparenz gegenwärtiger Gegebenheiten und Probleme herzustellen, damit die Individuen ihr Leben auf der Höhe der bereitstehenden Möglichkeiten gestalten können und die Gesellschaft sich zu regulieren vermag.

Für eine so aufgefasste Journalistik ist ein *normativer Fluchtpunkt* charakteristisch, der sie von der „reinen“ Kommunikationswissenschaft unterscheidet, indem er ihre Fragestellungen und damit die Auswahl ihrer Gegenstände prägt. Ähnlich wie die Medizin sich für das interessiert, was der Heilaufgabe des Arztberufs nützt, interessiert sich die Journalistik für das, was den Journalisten bei ihrer Öffentlichkeitsaufgabe hilft. Dazu gehört, dass die Journalistik feststellt und überwinden hilft, was diese Aufgabe erschwert. Für die Journalistik liege es nahe, so habe ich damals gesagt, „sich in Forschung und Lehre auf die aktuellen Probleme zu konzentrieren, die der Journalismus zu lösen hat.“² Die Konzentration der Journalistik auf aktuelle Probleme des Journalismus erscheint mir heute *noch* wichtiger als Mitte der 1990-er Jahre, weil der Journalistenberuf durch die digitale Revolution mittlerweile in eine fundamentale Krise geraten ist, die ihn vor erheblich mehr Problemen stellt, als er sie damals hatte.

1996 habe ich aus der Grundidee des Berufsbezugs einige Empfehlungen für das Programm der Journalistik abgeleitet, die ich im Schnelldurchgang aus meiner heutigen Sicht kommentieren will:

² A.a.O., S. 233.

Damalige Empfehlung: Praxisbereich

Weil ich in die Dortmunder Journalistik berufen wurde, wird es niemanden wundern, dass meine erste Empfehlung dem *Praxisanteil* des Studiums galt. Die Journalistik brauche, so habe ich gesagt, „eine der Universitätsklinik entsprechende Institution, die der Integration von Forschung, Lehre und Berufspraxis (inklusive der Möglichkeit experimenteller Innovationen) dient.“³ In der Konsequenz dieser Empfehlung habe ich einen Teil meiner Berufungsmittel zur Verfügung gestellt, damit die von Bernd Blöbaum gegründete, geleitete und beforschte Campus-Zeitung „IndOpendent“ fünf Jahre gedruckt werden konnte. In der Studienreformkommission habe ich maßgeblich dazu beigetragen, dass die Arbeit bei dieser Zeitung oder in drei weiteren Lehrredaktionen zum Pflichtbestandteil im Programm unseres Diplom- und später Bachelor-Studiengangs wurde. Für die Online-Lehrredaktion habe ich später gemeinsam mit Tobias Eberwein ein Reformkonzept entwickelt und war eine Zeitlang für diese Lehrredaktion verantwortlich. Und ich habe mit dem „Journalistik Journal“ und der „Initiative Nachrichtenaufklärung“ (INA, www.nachrichtenaufklaerung.de) gemeinsam mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zwei Praxis-Projekte ins Leben gerufen bzw. nach Dortmund geholt, die wegen ihres Magazin-Charakters, also der Art von Journalismus, aus der ich selber kam, zwar (noch) keine Lehrredaktionen sind, aber als feste Bestandteile unseres Lehrangebots zum Ruf der Dortmunder Journalistik als praxis- und berufsorientiert beitragen.

Was ich damals übersehen habe und nach wie vor für ungelöst halte, ist das Problem, dass Praxisausbildung, zumal in Lehrredaktionen mit echten Produkten, nicht in die Struktur einer *herkömmlichen Fakultät* passt. Dass das Institut für Journalistik, um die Lehrredaktionen zu ermöglichen, die seinen Lehrstühlen zugeordneten Mitarbeiterstellen für die Leitung dieser Redaktionen zweckentfremdet, ist in doppelter Hinsicht ein Wettbewerbsnachteil: Diejenigen, mit denen diese Stellen besetzt werden, kommen dort kaum zum Promovieren; und die Hochschullehrer sind, wenn sie nicht nur allein im Kämmerlein arbeiten wollen, sogar für administrative Aufgaben auf Gedeih und Verderb auf die Einwerbung von Drittmittelprojekten angewiesen.

³ A.a.O., S. 244.

Ein zweites Problem unserer Lehrredaktionen, die sich gegenwärtig zu einer einzigen Redaktion mit Newsdesk-Struktur entwickeln, scheint mir die Konzentration auf die *Campus-Thematik* zu sein. Journalisten, selbst wenn sie das Themenfeld Medien beackern, befassen sich in aller Regel nicht mit dem eigenen Haus. Das würde unvermeidlich zu unlösbaren Konflikten zwischen der beruflichen Pflicht zu unabhängiger Berichterstattung einerseits und der Treuepflicht gegenüber Arbeitgeber und Kollegen andererseits führen. Journalistische Unabhängigkeit verlangt nach einer Auswahl von Gegenständen des Berichtens, die Distanz und Unabhängigkeit auch *zulassen*. Insofern herrscht bei Medien, die über die eigene Hochschule berichten, eine für den Beruf unnatürliche Situation, die sich von der Praxis entfernt, anstatt ihr zu entsprechen.

Ein drittes Problem sehe ich darin, dass unsere Lehrredaktionen ihre Produkte im Prinzip *kostenlos* abgeben. Das entspricht nicht den Erfordernissen einer zukunftsfähigen Praxis in einer Zeit, in der sich das Publikum daran gewöhnen muss, dass journalistische Information einen höheren Preis wert ist als es in der Phase der opulenten Werbefinanzierung schien.

Vielleicht ließen sich die beiden letzten Probleme dadurch lösen, dass die Lehrredaktionen die Organisationsform von *Agenturen* annehmen, die einzelne Beiträge, aber auch ganze Seiten oder Sendungen an real existierende Medien verkaufen. Dies hätte auch den Vorteil, dass das Universitätsinstitut, dessen Aufgabe die journalistische Berufsbildung ist, im Printbereich nicht mehr für Druck und Vertrieb, im Rundfunkbereich nicht mehr für Sendetechnik aufkommen müsste.

Damalige Empfehlung: Aufbereitung von Sachwissen

Meine zweite Empfehlung galt der Aufbereitung von Sach- oder Ressort-Wissen damit Journalisten es sich leichter aneignen und deshalb auch leichter vermitteln können. Es bestand schon damals kein Zweifel, dass die Bedeutung des Sachwissens auf einem Spezialgebiet mit dem technologischen Fortschritt, der Globalisierung der Wirtschaft und der zunehmenden Komplexität der Gesellschaft wächst. Um das Sachwissen in der Journalistenausbildung angemessen berücksichtigen zu können, war es nie besonders günstig, dass das Institut für Journalistik sich an einer Universität befindet, die weder über eine rechtswissenschaftliche noch über eine medizinische Fakultät verfügt und in der auch große kulturwissenschaftliche Fächer wie Slawistik oder Romanistik nicht vertreten sind, von Orientalistik und anderen

„Orchideenfächern“ zu schweigen. Neuerdings sind nun auch noch Fächer wie Politikwissenschaft, Geschichte oder Biologie nicht mehr so vertreten, dass sie hier als Zweitfach im B.A.-Journalistik studiert werden könnten. Bei der Geschichte habe ich zuerst als Prodekan und später als Dekan der Fakultät Kulturwissenschaften zu verhindern versucht, dass meine Universität auf sie verzichtet. Leider nur mit sehr mäßigem Erfolg. Aber in der Zeit, auf die wir zurückblicken, hat das Institut für Journalistik der wachsenden Bedeutung des Fachjournalismus Rechnung getragen, indem es Studiengänge für Wissenschaftsjournalismus und Musikjournalismus eingeführt hat, die Einführung eines Studiengangs für wirtschaftspolitischen Journalismus ist eingeleitet. Obwohl dafür die generalistische Integrationsprofessur „Theorie und Praxis des Journalismus“ geopfert wird, die erst Kurt Koszyk und dann ich bald vier Jahrzehnte innegehabt haben, habe ich mich gegen diese Entwicklung nicht gesträubt. Im Falle des Wissenschaftsjournalismus konnte ich Ende der 1990-er Jahre als Geschäftsführender Direktor auch ausnahmsweise einmal *erfolgreich* den Anstoß geben.

Trotzdem bin ich auf dem Gebiet des Sachwissens mit meiner Tätigkeit unzufrieden. In der Antrittsvorlesung habe ich ja weniger das Sachwissen selbst als dessen Aufbereitung für journalistische Zwecke in Aussicht gestellt. Dazu habe ich, obwohl ich als Soziologe durchaus über journalismusrelevantes Sachwissen verfügen müsste, wenig beigetragen. Viel intensiver hat das Rainer Geißler getan, mein älterer akademischer Bruder an der Universität Siegen, der sich die Mühe gemacht hat, sein für Studienzwecke viel verwendetes Sozialstruktur-Buch⁴ in eine knappe, allgemeinverständliche Broschüre der Bundeszentrale für politische Bildung umzuwandeln. Allenfalls kann ich darauf hinweisen, dass ich mich an der Einrichtung des „Mediendienstes“ des Rats für Migration beteiligt habe, dessen Aufgabe weniger ist, Migrationsprobleme in die Medien zu bringen, als die Versorgung von Journalisten mit Sachwissen über Migrationsthemen.

Damalige Empfehlung: Berufsethik

Erheblich aktiver war ich bei der Intensivierung der Berufsethik in Forschung und Lehre. Schon damals gefiel mir der Allerweltsbegriff „Medienethik“ nicht, mit dem oft nur ein vages Gutmenschentum gegenüber den in Deutschland wenig angesehenen Öffentlichkeitsberufen

⁴ Vgl. Geißler, Rainer (2006): Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung. Mit einem Beitrag von Thomas Meyer. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

postuliert wird, ohne deren öffentliche Aufgabe ernst zu nehmen. Es sei an der Zeit, habe ich gesagt, „eine Berufsethik für den Journalismus zu konkretisieren, die die professionellen Standards einerseits im Hinblick auf die Öffentlichkeitsaufgabe, andererseits im Hinblick auf die universalen Menschenrechte erörtert, um sie dann systematisch auszuformulieren“⁵. Das habe ich in einem Pflichtseminar im Anschluss an das Volontariatspraktikum versucht, in dem Studierende selbst erlebte Konfliktfälle analysieren, und auch durch eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen. Nicht zuletzt dank Rüdiger Funioks Gastfreundschaft war es bisher einer der angenehmen Höhepunkte in meinem beruflichen Jahreslauf und wird es hoffentlich noch eine Zeitlang bleiben, an den Jahrestagungen des „Netzwerks Medienethik“ in der Hochschule für Philosophie in München teilzunehmen. Um den Transfer praktischer Vernunft in den journalistischen Berufsalltag habe ich mich durch die gemeinsam mit Achim Baum ergriffene Initiative zur Gründung des „Vereins zur Förderung der publizistischen Selbstkontrolle“ (FPS) gekümmert, der sich die kritische Beobachtung der Gremien und Organe der Medienselbstkontrolle in Deutschland vornimmt.⁶ Der Presserat war nicht immer begeistert, dass ich seine Arbeit weniger durch beifälliges Erläutern als durch systematische Kritik seiner Regularien unterstützen wollte, und er hat auch unsere Studierenden das gelegentlich merken lassen. Aber der Presserat hat unserer Kritik bei seinen zarten Reformen des Pressekodex auch gelegentlich entsprochen, z. B. bei der Frage, wann ein Interview als professionell einwandfrei gelten kann⁷.

Heute bin ich froh, bei einer von Anton Sahlender („Main-Post“) angestoßenen Initiative mittun zu können, die sich der Implementierung einer Institution im deutschen Pressewesen widmet, die es in Skandinavien, den USA, Japan und sogar der Türkei seit langem gibt: dem Ombuds-Mann oder –Rat, der in Konfliktfällen zwischen der Redaktion einer Zeitung und ihren Lesern konkret und transparent vermittelt. Auch meine Tätigkeit als Geschäftsführer der „Initiative Nachrichtenaufklärung“ (INA), die Journalisten auf bisher zu wenig öffentliche Exklusivthemen hinweist, gehört in den Bereich von Berufsethik und Selbstregulierung, denn für den Beruf zur Öffentlichkeit ist das Nicht-Berichten ein stärkerer Verstoß gegen das professionelle Ethos als das zu Zuviel- oder Verzerrt-Berichten.

⁵ Pöttker 1998, S. 246.

⁶ Vgl. Baum, Achim / Langenbucher, Wolfgang R. / Pöttker, Horst / Schicha, Christian (Hrsg.) (2005): Handbuch Medienselbstkontrolle. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

⁷ Bis 2006 hieß die entsprechende Regel (Richtlinie 2.4): „Ein Interview ist auf jeden Fall journalistisch korrekt, wenn es vom Interviewten oder dessen Beauftragten autorisiert wurde.“ Seit 1. 1. 2007: „Ein Wortlautinterview ist auf jeden Fall journalistisch korrekt, wenn es das Gesagte richtig wiedergibt.“

Auch wegen meines mühevollen Ackerns auf dem ethischen Feld und der dabei gewonnenen Einsichten bin ich hier am wenigsten zufrieden: In Deutschland ist Berufsethik noch immer etwas, das weder im Journalismus noch in der Journalistenausbildung recht ernst genommen wird und längst nicht die Rolle spielt wie in den angelsächsischen Ländern; auch deshalb, weil es bei uns nicht gelungen ist, professionelle Verhaltensregeln und Mechanismen ihrer Verwirksamung so zu gestalten, dass sie von Journalisten ernst genommen werden *können*.

Damalige Empfehlung: Berufsgeschichte

Eine weitere Empfehlung, bei der ich halbwegs guten Gewissens Rechenschaft ablegen kann, ist schließlich der damalige Hinweis auf einen Mangel an „Berufsgeschichte des Journalismus, die die Entstehung und Entwicklung der Vermittlungskompetenz, also der journalistischen Darstellungs- und Recherchetechniken in Bezug auf die Aufgabe Öffentlichkeit von Anfang an nachzeichnet.“⁸ Kulturphänomene lassen sich nur verstehen, wenn man weiß, woraus sie entstanden sind. Die Arbeitstechniken, die der Journalistenberuf hervorgebracht hat, sind Kulturprodukte. Mehr noch als vor 18 Jahren bin ich heute davon überzeugt, dass Journalisten diese Techniken nur verständig anwenden können, wenn sie wissen, wann und warum sie sich entwickelt haben.

Ich habe mich mehr mit der Geschichte der journalistischen *Darstellungsformen* (Genres) als der Recherchetechniken beschäftigt, vor allem aber mit der Entstehung und Entwicklung des journalistischen *Selbstverständnisses* und damit des Journalistenberufs selbst. Seine Wiege sehe ich weder in Deutschland am Anfang des 17. Jahrhunderts mit den ersten Zeitungen noch in den USA in der Mitte des 19. mit der Entdeckung des Publikums und dem Inhouse-Editing durch große Redaktionen, sondern Anfang des 18. Jahrhunderts in England, als Daniel Defoe, Joseph Addison und andere in ihren Periodika über die Öffentlichkeitsaufgabe nachzudenken begannen und auch den Anspruch erhoben, für die Erfüllung dieser gesellschaftlichen Aufgabe bezahlt zu werden. Vor kurzem haben Christina Kiesewetter und ich ein Themenheft der Zeitschrift „medien & zeit“ zur Frage „Wann beginnt der Journalismus?“ herausgegeben.⁹ Der Genese des Genres Reportage bin ich anhand von

⁸A.a.O., S. 247.

⁹ Kiesewetter, Christina / Pöttker, Horst (Hrsg.) (2011): Wann beginnt der Journalismus? In: medien & zeit, 26. Jg., Heft 2 (Themenheft). Wien: Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung.

Zeitungskorrespondenzen Heinrich Heines nachgegangen¹⁰, an dessen Beispiel ich auch den engen Zusammenhang von modernem Journalismus und Judentum untersucht habe.¹¹ Die Beschäftigung mit dem Journalisten Alexander Puschkin gab den Anstoß für Kooperationen mit den russischen Universitäten Rostow a. D. sowie neuerdings St. Petersburg und Woronjesch, die zu einem Handbuch über journalistische Genres in Deutschland und Russland führten.¹² Die Entstehung der Pyramidenform der Nachricht habe ich während eines Forschungsaufenthalts an der University of Iowa untersucht, die Ergebnisse haben in einem mit Svennik Høyer von der Universität Oslo herausgegebenen Sammelband „Diffusion of the News Paradigm 1850 - 2000“ Platz gefunden.¹³

Gerade heute, wo sich infolge der digitalen Revolution vieles in der Medienwelt ändert, bin ich froh, mich auch mit der Geschichte des Journalismus *vor* der Institutionalisierung des Berufs an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert beschäftigt zu haben, die Sozialhistoriker oft für den Beginn der Profession halten. Das gibt mir den Blick dafür frei, dass wir heute nicht das Ende des Journalismus erleben, sondern nur das Abklingen seiner von Nachrichtenfunktion, redaktioneller Organisation, Selbstverständnis des unbeteiligten Beobachters und Anzeigenfinanzierung geprägten Phase, und dass möglicherweise manches von dem wiederkommt, was den von Dieter Paul Baumert so genannten „schriftstellerischen Journalismus“ vor dieser Phase ausgemacht hat¹⁴. Tobias Eberwein und ich veranstalten zur Zeit im Master-Studiengang ein Innovationsprojekt zu den Chancen und Gefährdungen des narrativen Journalismus in Online-Medien.

Trotz meiner Bemühungen zur Geschichte des Journalistenberufs bin ich mit der Situation, auch was diese Komponente der Journalistik betrifft, alles andere als zufrieden. Früher gehörte es zum Standard kulturwissenschaftlichen Arbeitens, mit einem Kapitel zu Ursprung

¹⁰ Pöttker, Horst (1999): Heines Tagesberichte für die "Allgemeine Zeitung". Ein Beitrag zu Geschichte und Bestimmung der Reportage. In: Jarren, Otfried / Kopper, Gerd G. / Toepser-Ziegert, Gabriele (Hrsg.): Zeitung. Medium mit Vergangenheit und Zukunft. Festschrift aus Anlass des 60. Geburtstages von Hans Bohrmann. München: K.G. Saur, S. 27 – 46.

¹¹ Pöttker, Horst (2012): Jude und Deutscher. Heinrich Heine als Pionier des modernen Journalismus. In: Marten-Finnis, Susanne / Nagel, Michael (Hrsg.): Die PRESSA. Internationale Presseausstellung Köln 1928 und der jüdische Beitrag zum modernen Journalismus. The PRESSA. International Press Exhibition Cologne 1928 and the Jewish Contribution to Modern Journalism. Bd./Vol. 2. Bremen: edition lumière, S. 347-373.

¹² Vgl. Bepalova, Alla G. / Kornilov, Evgenij A. (†) / Pöttker, Horst (Hrsg.) (2010): Journalistische Genres in Deutschland und Russland. Handbuch. Köln: Herbert von Halem Verlag 2010 (Journalismus International, Bd. 4).

¹³ Pöttker, Horst (2005): The News Pyramid and its Origin from the American Journalism in the 19th Century. In: Høyer, Svennik / Pöttker, Horst (eds.): Diffusion of the News Paradigm 1850 - 2000. Göteborg: Nordicom 2005, pp. 51-64.

¹⁴ Vgl. Baumert, Dieter Paul (1928): Die Entstehung des deutschen Journalismus. Eine sozialgeschichtliche Studie. München, Leipzig: Duncker & Humblot, bes. S. 35-46.

und Entwicklung des analysierten Phänomens zu beginnen. Stattdessen ist es mittlerweile Standard, dass ein sozialwissenschaftlicher Text viele Tabellen und Schaubilder erhält. Die allgemeine Missachtung der Geschichte macht sich in der Journalistik daran bemerkbar, dass es in ihren Studiengängen nach der Bologna-Reform kaum noch entsprechende Pflichtanteile gibt. Unsere Dortmunder Studiengänge machen da keine Ausnahme. Dass ich mich in Vorträgen, Seminaren und Publikationen verzweifelt bemüht habe, auf den „Nutzen der Historie für das Leben“ (Friedrich Nietzsche) hinzuweisen, kommt mir manchmal wie ein närrischer Kampf gegen Windmühlenflügel vor, von dessen Notwendigkeit ich dennoch überzeugt bin.

Etwas erfolgreicher als in der Universität war mein Engagement für historische Tiefe im *Journalismus*. Ich halte es für bezeichnend, dass Publikationen zur Theorie und Praxis von Geschichtsjournalismus, aber auch zur journalistischen Berufsgeschichte international und besonders in den angelsächsischen Ländern, stärker wahrgenommen werden als in Deutschland. Und es dürfte kein Zufall sein, dass es ein britischer Verleger (Peter McGee) ist, den die Dortmunder Gabriele Toepser-Ziegert, Christina Kiesewetter und ich bei seinem Editionsprojekt „Zeitungszeugen“ unterstützen, das Presse-Faksimiles der NS-Epoche in erläuterter Form für breites Publikum am Kiosk präsentiert. Immerhin gibt es aber auch hierzulande Praktiker namentlich im Lokaljournalismus, denen das Themenfeld Geschichte wichtig ist.

Ähnlich wie bei den berufsethischen Aufsätzen hoffe ich, dass auch meine berufsgeschichtlichen Buch- und Zeitschriftenbeiträge als Vorstudien zu einer Monografie brauchbar sind. Die kürzeren Formen liegen mir mehr, aber vielleicht ist es mir ja vergönnt, wenigstens noch ein Buch zu schreiben. Außerdem wünsche ich mir intensiviertere Kontakte auch mit Kollegen in Russland, den USA, Slowenien, Norwegen, der Schweiz und Österreich, die ich in den vergangenen Jahren schätzen gelernt, aber vernachlässigt habe. Auf die administrativen Pflichten, die mir in Dortmund als Geschäftsführendem Direktor, Prodekan und Dekan von 1998 bis 2012 kontinuierlich zugefallen sind, kann ich vermutlich in Zukunft gut verzichten. Wie jeder andere Jungpensionär habe ich natürlich die Hoffnung – von Plänen sollte man in dem Alter vielleicht nicht mehr reden –, die Freiheiten der Lebensphase, in die ich jetzt endgültig eintrete, lange genießen zu können. Diese fünfte, sozio-kulturell erst in den letzten Jahrzehnten mit dem Steigen der Lebenserwartung entstandene Phase hat ja

Ähnlichkeit mit der Jugend – man kann (noch) alles, aber man muss nicht mehr so viel, weil die Verantwortungen der Eltern- und der Berufsrolle weggefallen sind.

Blick zurück und nach vorn: das Transfermodell der Journalistik

Ich komme ich zum Programm der Journalistik zurück und beginne den Blick nach vorn mit *der* Empfehlung von 1996, die schon damals unzulänglich war. Ich hatte mir nämlich auch darüber Gedanken gemacht, wie die an den Problemen des Journalismus orientierten Einsichten der Journalistik in die Berufspraxis *transferiert* werden können.

Zum Stichwort *Elementarpublikationen* habe ich in der Antrittsvorlesung vermisst, wir hätten zu wenig Buchreihen oder Zeitschriften, die „das Ziel verfolgen, Forschungsergebnisse für die Berufspraxis zu präsentieren. Wie soll die Journalistik dem Journalismus dienen können, wenn dieser sie mangels Zugänglichkeit ihre Ergebnisse gar nicht in Anspruch nehmen kann? Die für die Berufspraxis bestimmte Publikation von Forschungsergebnissen hat freilich dasselbe Problem zu lösen wie der Journalismus selbst: Sie muss Öffentlichkeit herstellen, obwohl das anvisierte Publikum der Wissenschaft skeptisch gegenübersteht.“¹⁵ Daraus habe ich gefolgert, die Schriftenreihen und Journale der Journalistik müssten selbst die journalistischen Qualitäten der Verständlichkeit und Unterhaltsamkeit realisieren.

Das ist gewiss nicht verkehrt, und mit dem „Journalistik Journal“ habe ich ein Periodikum auf den Weg gebracht, das ähnlich wie Michael Hallers und Volker Lilienthals Zeitschrift „Message“ oder Stephan Russ-Mohls „European Journalism Observatory“ (EJO) solche Qualitäten anstrebt, um den Einsichten der Journalistik den Weg in den Journalismus zu ebnet.

Auch wenn das an sich nichts schaden kann, scheint es mir heute doch eine ziemlich nutzlose, die schwachen Ressourcen der Journalistik unnötig strapazierende Bemühung zu sein. Dass wir unsere Forschungsergebnisse in Büchern und Zeitschriften präsentieren und darauf vertrauen, die Praktiker würden sie sich dort schon abholen, ist ein von anderen berufsorientierten Fächern wie Medizin, Pädagogik oder Rechtswissenschaft entlehntes

¹⁵ Pöttker 1998, S. 246.

Transfermodell, das im besonderen Fall der Journalistik nicht funktioniert. Ich wiederhole damit nur, was Klaus Meier in seiner Eichstätt Antrittsvorlesung schon so ähnlich festgestellt hat. Ohne mich von ihm absetzen zu wollen, gehe ich allerdings noch etwas weiter und behaupte: Es *kann* nicht funktionieren, es ist ein *Irrweg*. Wir können nicht darauf bauen, dass die Praktiker sich unsere Einsichten abholen, wie auch immer wir sie präsentieren, wir müssen den Transfer auf andere Weise zuwege bringen.

Was nun folgt ist der Versuch, diese Annahme zu begründen. Den Hauptgrund habe ich schon vor 17 Jahren genannt: Anders als Ärzte, Lehrer, Rechtsanwälte oder Pfarrer stehen Medienpraktiker, auch viele Journalisten, der sie begleitenden Wissenschaft oft skeptisch, wenn nicht ablehnend gegenüber. Was ich damals noch nicht wusste: Die Skepsis der deutschen Medienpraxis gegenüber der Journalistik hat auch besondere kulturelle, also *historische* Ursachen, die sie verschärfen und die Journalistik vor besondere Probleme stellen. Im Folgenden versuche ich deshalb zunächst, die *Geschichte der akademischen Berufsbildung für Journalisten* zu skizzieren, um die hierzulande besonders scharfe Ablehnung der Journalistik durch die journalistische Praxis „erklärend zu verstehen“ (Max Weber¹⁶).

In gewisser Weise ist das auch der Versuch, an einem Beispiel zu zeigen, wie notwendig historisches Bewusstsein ist, um sich in der Gegenwart zurechtzufinden. Aus der Rekonstruktion der Entwicklung des Fachs in Deutschland folgen am Ende ein paar Hinweise, wie sich wissenschaftsfundierte journalistische Berufsbildung in unserem Land voranbringen lässt, die ja, ähnlich wie die wissenschaftliche Berufsbildung von Ärzten, Lehrern, Juristen, Pfarrern oder auch Sportlern und Köchen, ein Zeichen für die Modernität einer Gesellschaft ist.

Zweiter Rückblick: Vor- und Frühgeschichte der Journalistik

Ich erspare mir den quantitativen Nachweis, dass es in Deutschland eine besonders tiefe Aversion von Berufspraktikern gegen akademische Journalistenausbildung gibt. Legendär ist das Bonmot des Starjournalisten und Leiters der Gruner & Jahr-Journalistenschule Wolf Schneider, Professoren ließe er nicht über die Schwelle seiner Einrichtung. Ob Schneider das

¹⁶ Vgl. Weber, Max (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. 5., rev. Aufl. hrsg. v. Johannes Winckelmann. 1. Halbbd. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), S. 1-11, bes. S. 4.

wirklich gesagt hat, kann ich nicht beschwören, aber ich weiß, dass es seine Haltung zutreffend wiedergibt.

Es fällt auf, dass bei abfälligen Äußerungen über eine Praxisferne der Journalistenausbildung an Universitäten Vertreter von *Qualitätsmedien* sich besonders hervortun. Vor einigen Jahren ritt der für Volontäre verantwortliche Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“ (SZ), Detlef Esslinger, eine scharfe Attacke gegen wissenschaftliche Berufsbildung von Journalisten. Und auch von Wiebke Bruns, der ersten „Tagesschau“-Redakteurin vor der Kamera und viel gelesenen Buchjournalistin, habe ich gehört, dass sie Wissenschaft für schädlich hält, wenn es um journalistische Qualifikation geht. Dabei gibt es das Fach Journalistik in Deutschland ja überhaupt nur an einer Handvoll Universitäten, und der Anteil der Journalisten, die über ein Journalistik-Studium eingestiegen sind, ist immer noch verschwindend gering – anders als in den USA, wo an die Hälfte der Journalisten dieses und kein anderes Fach studiert hat.¹⁷

Die deutsche Skepsis gegenüber akademischer Qualifikation von Journalisten hat gewiss mehrere Gründe. Dass sie besonders in Qualitätsmedien anzutreffen ist, hängt vermutlich auch damit zusammen, dass man dort in der Journalistik mit ihrer öffentlich geförderten Forschung und Lehre unbewusst eine Konkurrentin sieht, während Medien, die sich für weniger bedeutend halten, kein Problem haben, sich von der Wissenschaft helfen zu lassen.

Ein weiterer Grund dürfte sein, dass das berufsbegleitende Fach Journalistik von Praktikern, die das Hochschulsystem von außen betrachten, leicht mit der Kommunikationswissenschaft im Allgemeinen verwechselt wird, deren Medienforschung sich als zweckfrei versteht und gelegentlich Haltungen zu entspringen (oder in Ergebnissen zu gipfeln) scheint, die Journalismus und Öffentlichkeit eher ablehnen als fördern. Ich kann mir nicht verkneifen zu erwähnen, dass Elisabeth Noelle-Neumanns Theorie der „Schweigespirale“¹⁸ auf eine subtile Diffamierung von selbstständig denkenden Journalisten als asoziale Wesen hinausläuft¹⁹ und dass ein Buch der Gründerin der Mainzer Schule den Titel „Öffentlichkeit als Bedrohung“²⁰ trägt. Jedenfalls ist die Kommunikations- und Medienwissenschaft in Deutschland erheblich

¹⁷ Vgl. Harnischmacher, Michael (2010): Journalistenausbildung im Umbruch. Zwischen Medienwandel und Hochschulreform: Deutschland und USA im Vergleich. Konstanz: UVK.

¹⁸ Vgl. Noelle-Neumann, Elisabeth (1980): Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut. München, Zürich: Piper.

¹⁹ Vgl. Pöttker, Horst (1993): Ferdinand Tönnies und die Schweigespirale. Zur Mutation einer Theorie über die öffentliche Meinung. In: Bentele, Günter / Rühl, Manfred (Hrsg.): Theorien öffentlicher Kommunikation. Problemfelder, Positionen, Perspektiven. München: Ölschläger, S. 202-213.

²⁰ Vgl. Noelle-Neumann, Elisabeth (1977): Öffentlichkeit als Bedrohung. Beiträge zur empirischen Kommunikationsforschung. Freiburg i. Br., München: Alber.

besser ausgebaut und daher sichtbarer als die berufsorientierte Journalistik, was wohl auch mit der deutschen Tradition der „reinen“ Wissenschaft im Elfenbeinturm zusammenhängt. Dass sich auf der Linie dieser Tradition in der deutschen Kommunikationswissenschaft das systemtheoretische Paradigma durchgesetzt hat und mit ihm die Überzeugung von der besonderen Effizienz autonomer, von der Umwelt scharf abgegrenzter, auf den eigenen Code konzentrierter Systeme (und eben auch des Systems Wissenschaft), muss die Akzeptanz der Journalistik in der Medienpraxis zusätzlich erschweren, solange die Journalistik als Teil der Kommunikationswissenschaft missverstanden wird. Formallogisch ausgedrückt existiert zwischen Kommunikationswissenschaft und Journalistik eine nicht leere Schnittmenge, aber die Journalistik ist keine Teilmenge der Kommunikationswissenschaft, weil sie z. B. mit Sachwissendidaktik und praktischer Ausbildung konstitutive Elemente umfasst, die die Kommunikations- und Medienwissenschaft nicht hat.

Darauf will ich jedoch nicht näher eingehen, sondern mich wie gesagt auf *historische* Gründe für die geringe Akzeptanz wissenschaftlicher Journalistenausbildung konzentrieren, wobei die Tradition der deutschen Universität als Elfenbeinturm natürlich auch historisch ist. Lassen Sie mich also bitte erläutern, warum es gerade in Deutschland zu Defiziten der akademischen Journalistenausbildung *gekommen* ist.

Erster Befund: Die Idee akademischer Journalistenausbildung ist überall um 1900 aufgekommen – auch in Deutschland

Die Idee, nicht nur Ärzte, Richter oder Ingenieure, sondern auch für den Journalistenberuf Begabte in wissenschaftlichen Einrichtungen auszubilden, ist in den Ländern des Okzidents etwa um die gleiche Zeit aufgetaucht: an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als ein Aspekt der Professionalisierung des Journalismus. 1904 publizierte der Erfolgsverleger Joseph Pulitzer in den USA seinen berühmten Aufsatz „The College of Journalism“²¹, in dem er die Notwendigkeit wissenschaftlicher Journalistenausbildung begründete. 1908 wurde an der Universität von Missouri die erste „School of Journalism“ in Nordamerika eingerichtet, in den ländlichen Weiten des Mittleren Westens und Südens, wo man zuallererst, nämlich schon kurz nach dem amerikanischen Bürgerkrieg (1861 - 1865) an akademische Journalistenausbildung gedacht hatte²². Gründungsdekan Walter Williams betonte dabei die

²¹ Pulitzer, Joseph (1904): The College of Journalism. In: North American Review, No. DLXX, pp. 641-680.

²² Vgl. z. B. Swanson, Douglas J. (1999): Administration and Orientation of Undergraduate Journalism Education: Variables Affecting 'Best Fit' Between Higher Education Institutions and Programs. Paper presented

Analogie mit Rechtswissenschaft, Medizin, Pädagogik und anderen berufsorientierten Fächern:

The School [of Journalism] is co-ordinate, equal in rank, with the schools or colleges of law, medicine, engineering, agriculture and teacher's college. The requirements for admission to the school will be the same as to other departments of the University.²³

In seiner Ansprache vor dem Verlegerverband von Missouri, der seine Gründung unterstützte, wies Williams darauf hin, dass die wissenschaftliche Journalistenausbildung einen dem Labor oder der Universitätsklinik entsprechenden Bereich des praktischen Lernens, Übens und Erprobens braucht:

The new departure adds the laboratory to the lecture method, the clinic supplementing of the class-room. It trains to do by doing. The new method loses none of the value of the old. It adds to it.²⁴

Wolfgang Streitböcker²⁵ hat den heutigen Studiengang in Missouri für seine Dissertation untersucht, ebenso wie unser Dortmunder Curriculum und zwei weitere Studiengänge in den USA und Deutschland. Er ist in Missouri und in Dortmund auf ein mittleres Niveau der Integration von Theorie und Praxis gestoßen. Sein wie die Begriffe *Theorie* und *Praxis* der griechischen Tradition entstammender Begriff der *Techne* beschreibt genauer als bisher, was in so genannten „Praxisveranstaltungen“ berufsorientierter Studiengänge vermittelt bzw. angeeignet werden soll²⁶.

Auch in Deutschland tat sich um die Jahrhundertwende einiges. Bereits 1895 begann der Neuzeit-Historiker und frühere Redakteur Adolf Koch an der Universität Heidelberg mit pressekundlichen Vorlesungen, die er 1897 um praktische journalistische Übungen ergänzte

at the 41st Annual Conference of the Western Social Science Association, Fort Worth (TX), April 23.

²³ Williams, Walter (1929): *The State University School of Journalism: Why and What*. In: Williams, Sarah L. (Hrsg.): *Twenty Years of Education for Journalism. A History of the School of Journalism of the University of Missouri*. Columbia (MO): E. W. Stephens, S. 411-417, S. 411.

²⁴ A.a.O., S. 411.

²⁵ Vgl. Streitböcker, Wolfgang (2012): *Theorie, Praxis und Techne in der Journalistenausbildung. Eine begriffliche Neustrukturierung der Inhalte von Curricula*. Unv. Diss. TU Dortmund, Fakultät Kulturwissenschaften.

²⁶ Vgl. Streitböcker 2012, S. 24-45.

und dafür ein „Journalistisches Seminar“ einrichtete.²⁷ 1899 richtete der wohlhabende Publizist Richard Wrede in Berlin eine private Hochschule für Journalistenausbildung ein, in deren Programm theoretische Studienelemente zu Pressegeschichte und –recht mit stilistischen Übungen für unterschiedliche journalistische Genres kombiniert wurden.²⁸ Und 1916 gründete der bedeutende Nationalökonom und Wirtschaftsjournalist Karl Bücher mit finanzieller Unterstützung des Verlegers Edgar Herfurth in Leipzig das erste Institut für Zeitungskunde an einer deutschen Universität. Bücher hatte bereits 1909 eine detaillierte Konzeption für ein Studienprogramm der wissenschaftlichen Journalistenausbildung vorgestellt, das neben einem theoretischen auch einen praktischen Teil mit Übungen in einem „Laboratorium“ und einer Zeitungs-„Lehrredaktion“ enthielt.²⁹ Durch den Ersten Weltkrieg erfuhren diese Pläne einen starken Schub, denn Bücher ärgerte sich über die ultra-nationalistische Propaganda-Presse in allen am Krieg beteiligten Ländern und wollte deshalb in der Universität die (künftigen) Journalisten zu mehr sachlicher Distanz von militärischen und politischen Interessen erziehen. Im Winter 1914/15 schloss er seinen Vortrag „Der Krieg und die Presse“ mit der Mahnung an die

lange versäumte Pflicht (...), für die Erziehung eines Journalistenstandes mit öffentlichen Mitteln zu sorgen, der in jeder, vor allem aber in sittlicher Hinsicht den Anforderungen der Gegenwart gewachsen ist. (...) Die Tagespresse muß eines unbestechlichen Richteramtes wie gegenüber den einzelnen Parteien so auch gegenüber den Völkern selbst walten; sonst verliert sie ihre Existenzberechtigung und wird zu einem Schädling der Kultur, während sie ihr Wohltäter sein könnte.³⁰

Büchers Gründungsidee war also *nicht zweckfreie Zeitungsforschung*, sondern wissenschaftlich fundierte Qualifikation von Journalisten, nicht zuletzt auf den Feldern der Berufsethik und des professionellen Selbstverständnisses.

Für eine auf die Berufspraxis ausgerichtete Aus- und Weiterbildung stand auch in Deutschland mit den journalistischen Lehr- und Handbüchern von Johannes Frizenschaf

²⁷ Vgl. Kutsch, Arnulf (2010): Professionalisierung durch akademische Ausbildung. Zu Karl Büchers Konzeption für eine universitäre Journalistenausbildung. In: Eberwein, Tobias / Müller, Daniel (Hrsg.): Journalismus und Öffentlichkeit. Eine Profession und ihr gesellschaftlicher Auftrag. Festschrift für Horst Pöttker. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 427-453, S. 429, 438.

²⁸ Vgl. a.a.O., S. 438.

²⁹ Vgl. a.a.O., S. 442.

³⁰ Bücher, Karl (2001): Der Krieg und die Presse. In: Pöttker, Horst (Hrsg.): Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag. Klassiker der Sozialwissenschaft über Journalismus und Medien. Konstanz: UVK (vollständig zuerst 1926), S. 220-250, S. 250.

(erschienen 1901)³¹, Richard Jacobi (1902)³², Richard Wrede (1902)³³ und weiteren Autoren³⁴ bereits vor dem Ersten Weltkrieg eine stattliche Reihe von Unterrichtsmaterialien zur Verfügung.

Schließlich sei erwähnt, dass man auch in Frankreich, Großbritannien, der Schweiz und sogar Russland schon vor dem Ersten Weltkrieg die Idee wissenschaftlich fundierter Berufsbildung für Journalisten verfolgte. Im Zarenreich bot 1905 der Jura-Professor Leonid E. Vladimirov erste Journalistik-Kurse an der Lomonossow-Universität in Moskau an.

Zweiter Befund: In Deutschland fiel die Idee in den 1920-er Jahren nicht auf fruchtbaren Boden

Anders als in Russland, vor allem aber in den USA, wo die Journalistik sich 1915 bereits an 38 Universitäten³⁵ etabliert hatte und viele der heute an die tausend überbetrieblichen Ausbildungseinrichtungen sowie die meisten der über hundert Journalistik-Fakultäten und – Institute mit akkreditierten Hauptfachstudiengängen in den 1920-er Jahren gegründet wurden, fiel die Idee in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg *nicht* auf fruchtbaren Boden. Nicht nur, dass keine neuen akademischen Einrichtungen entstanden. Das von Karl Bücher gegründete Leipziger Institut beispielsweise, das sich ursprünglich der Journalistenausbildung verschrieben hatte, ging im Laufe der Weimarer Republik zu einer „reinen“, als zweckfrei deklarierten empirischen Presseforschung über, aus der sich später die Kommunikationswissenschaft entwickelt hat. Aus Büchers „Erziehung eines Journalistenstandes mit öffentlichen Mitteln“, zu der ausdrücklich auch ein wissenschaftlich³⁶ fundierter Praxis- (oder besser Techne-)Anteil gehören sollte, war unter seinem Nachfolger Erich Everth eine Zeitungskunde geworden, die sich ausdrücklich von aller Praxis fernhielt. In Everths „Studienplan zur Ausbildung in Zeitungskunde“ von 1928, dessen Kenntnis ich Erik Koenen verdanke, heißt es gleich am Anfang: „Zeitungskunde ist ein theoretisches Fach wie alle anderen wissenschaftlichen Disziplinen, die an der Universität getrieben werden. (...)“

³¹ Frizenschaf, Johannes (1901): Die Praxis des Journalisten – ein Lehr- und Handbuch für Journalisten, Redakteure und Schriftsteller. Leipzig: Walther Fiedler.

³² Jacobi, Richard (1902): Der Journalist. Hannover: Jaenecke.

³³ Wrede, Richard (1902): Handbuch der Journalistik. Berlin (Verlag Dr. R. Wrede).

³⁴ Vgl. Birkner, Thomas (2012): Journalismus – Eine Profession, die keine ist. In: Kiesewetter, Christina / Pöttker, Horst (Hrsg.): Wann beginnt der Journalismus? medien & zeit, Jg. 26, 2011, Heft 2 (Themenheft), S. 49-58.

³⁵ Vgl. Kutsch 2010, S. 437.

³⁶ Everth, (Erich) (1928): Das Studium der Zeitungskunde an der Universität Leipzig. Leipzig: Alfred Lorentz, S. 3.

Ein Fach für Journalistik gibt es an der Universität Leipzig nicht, es gibt nur das Fach der Zeitungskunde. (...) Wissenschaftlich kann man zum Journalisten nur vorgebildet, nicht ausgebildet werden.“

Den Faden der außerbetrieblichen Ausbildung für den Journalistenberuf nahmen erst wieder die NS-Herrscher mit ihrer 1935 gegründeten „Reichspresseschule“ in Berlin auf. Nach 1945 wurde dieser Faden lange nur in der DDR weitergesponnen, wo fast jeder Journalist die berühmt-berüchtigte Journalistik-Fakultät an der Karl-Marx-Universität durchlief, die sich in dem traditionsreichen, zwischen 1933 und 1945 von NS-affinen Zeitungswissenschaftlern geführten Institut eingerichtet hatte. Heute befindet sich dort ein großes Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft, zu dem auch ein – mittlerweile ziemlich reduzierter – Journalistik-Studiengang gehört.

In der Bundesrepublik Deutschland kam es erst in den 1970-er Jahren, im Zuge der antiautoritären Modernisierung nach 1968, mit den Gründungen von Journalistik-Studiengängen an den Universitäten Dortmund, München und später Eichstätt zu wissenschaftlicher Journalistenausbildung. Teilweise, vor allem in Dortmund und Eichstätt, war diesen Ansätzen Erfolg beschieden, insgesamt haben sie sich aber nicht zu einer akademischen Disziplin eigener Dignität entwickelt, die anderen berufsorientierten Wissenschaften vergleichbar wäre. Z. B. fehlt es immer noch an einem Fachverband wie der amerikanischen „Association of Education in Journalism and Mass Communication“ (AEJMC), der das öffentliche Interesse an akademischer Ausbildung für einen Beruf politisch vertreten könnte, auf dessen kompetenter Ausübung die Selbstregulierungsfähigkeit einer modernen Gesellschaft beruht.

Die Frage ist also nicht, warum die Deutschen nicht auf die Idee gekommen sind, ihren Journalisten akademische Qualifikationsmöglichkeiten zu schaffen. Die Frage ist, warum diese naheliegende Idee in Deutschland vor allem in den 1920-er Jahren *keine gesellschaftliche Resonanz* fand wie in den USA, aber auch in der Sowjetunion. In Moskau kam es 1921 zur Gründung eines Journalistik-Instituts, aus dem 1947 die Journalistik-Fakultät an der Lomonossow-Universität hervorging. Und was die russischen Universitäten betrifft, die heute Partner unseres Instituts sind: 1961 löste sich die schon länger bestehende Journalistik an der Universität in Leningrad aus der Fakultät für Philologie. Und die Journalistik an der Rostower Universität, mit deren verstorbenem Dekan Evgenij A. Kornilov

mich eine intensive Kooperation verbunden hat, wurde nach Vorläufer-Aktivitäten 1962 gegründet. An beiden Orten habe ich zu den 50-Jahr-Feiern gesprochen.

These: Deutscher Gesinnungsjournalismus ließ wissenschaftliche Ausbildung nicht zu

In den angelsächsischen Ländern hat sich der Journalismus früh, in den USA spätestens in den 1880-er Jahren³⁷, von der Parteipolitik gelöst. Die US- Verleger hatten entdeckt, dass man mit unabhängig recherchierten, eingängig dargestellten Fakten bessere Geschäfte machen kann als mit politischer Meinung, mit der man nur bei den Lesern ankommt, die die betreffende Gesinnung teilen. Diese pragmatisch denkenden Verleger konnten der Universität, deren Karma traditionell Sachlichkeit, unabhängiges Denken, Distanz von politischen Programmen ist, vertrauensvoll die Qualifikation ihrer journalistischen Mitarbeiter überlassen. Als Motiv mag auch eine Rolle gespielt haben, dass sich damit die Kosten für journalistische Aus- und Weiterbildung sparen ließen.

Die meisten Steuerzahler werden damit einverstanden gewesen sein, weil Journalismus in der angelsächsischen Tradition als Beruf mit einer öffentlichen Aufgabe verstanden wird, der eine für den Einzelnen wie die Gesellschaft nützliche Leistung erbringt. Hören wir noch einmal Gründungsdekan Walter Williams:

„The argument for the State’s support of education is that of self-preservation. (...) The State supports schools that the products of the school may uphold the State. (...) Training is given to physicians that they may save the lives of the State’s citizens (...). Shall the State not train in its schools for journalism, the profession that more than any other, is a bulwark for a free government? (...) A weak, cowardly, corrupt press means the downfall of a free State. It is the duty, therefore, of the State to maintain itself by the fostering of schools for the training of³⁸ journalists.

³⁷ Vgl. Pöttker, Horst (2005): The News Pyramid and its Origin from the American Journalism in the 19th century. A Professional Approach and an Empirical Inquiry. In Høyer, Svernik/Pöttker, Horst (eds.): Diffusion of the news paradigm 1850 – 2000. Göteborg: Nordicom, pp. 51-64.

³⁸ Williams 1929, S. 416.

Ähnlich wie Karl Bücher, der übrigens von ihm gelernt hat³⁹, verstand Williams unter akademischem „training“ von Journalisten einerseits das praktische Einüben von handwerklichen Fertigkeiten. Andererseits aber auch die Entwicklung einer *professionellen Haltung*, die vom Bewusstsein davon aufrechterhalten wird, wozu der Journalistenberuf da ist. „What is journalism for?“ ist eine bis heute in angelsächsischen Lehr- und Handbüchern für den Journalismus besonders häufig gestellte und auch beantwortete Frage⁴⁰: um Transparenz, Öffentlichkeit, „publicness“ herzustellen.

In Deutschland war die Situation nach dem Ersten Weltkrieg eine andere. Auch hier hatte es Anfang des 20. Jahrhunderts Ansätze zu einer Trennung des Öffentlichkeitsberufs von Politik und Gesinnungskämpfen gegeben.⁴¹ Aber Max Weber hat noch – oder schon wieder – 1919, in seinem berühmten Vortrag „Politik als Beruf“, den Journalisten als einen modernen Sonderfall des „Demagogen“ unter die abendländische Gestalt des Berufspolitikers, ja sogar des „Parteibeamten“ eingereiht.⁴²

Die 1920-er Jahre waren in Deutschland (wieder) eine Zeit des blühenden parteipolitischen und weltanschaulichen Gesinnungsjournalismus⁴³, was mit der „verspäteten Nation“ im Allgemeinen⁴⁴, aber auch mit den Nachwirkungen der Militärensensur im Ersten Weltkrieg⁴⁵ - Stichwort *Dolchstoßlegende* – und mit der durch das demütigende Kriegsende – Stichwort *Versailles* – politisch aufgeheizten Atmosphäre im Besonderen zu erklären ist. Kurt Koszyk hat die Zeitungen der Weimarer Republik in seiner Pressegeschichte nach den Farben des Parteienspektrums eingeteilt, von kommunistisch (KPD) und sozialdemokratisch (SPD) über demokratisch-liberal (DDP), katholisch (Zentrum) und nationalliberal (DVP) bis zu deutsch-

³⁹ Vgl. Kutsch 2010, S. 433-437.

⁴⁰ Vgl. Harcup, Tony (2004): *Journalism: Principles and Practice*. London: Sage, p. 2; Sanders, Karen (2003): *Ethics and Journalism*. London: Sage, passim.

⁴¹ Vgl. Birkner, Thomas (2012): *Das Selbstgespräch der Zeit. Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605 – 1914*. Köln: Herbert von Halem (Öffentlichkeit und Geschichte, Bd. 4), S. 264-366.

⁴² Vgl. Weber, Max (2001): *Politik als Beruf*. In: Pöttker, Horst (Hrsg.): *Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag. Klassiker der Sozialwissenschaft über Journalismus und Medien*. Konstanz: UVK, S. 329-347 (zuerst 1919), S. 335-338.

⁴³ Vgl. Pöttker, Horst (2009): *Verspätete Modernisierung. Zur Tradition des (politischen) Gesinnungsjournalismus in Deutschland*. In: Averbek-Litz, Stefanie / Klein, Petra / Meyen, Michael (Hrsg.): *Historische und systematische Kommunikationswissenschaft. Festschrift für Arnulf Kutsch*. Bremen: edition lumière, S. 485-496; ders.: *Journalismus als Politik. Eine explorative Analyse von NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit*. In: *Publizistik*, 51. Jg., 2006, Heft 2, S. 168-182.

⁴⁴ Vgl. Plessner, Helmuth (1959): *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*. 2., erw. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer (zuerst 1935).

⁴⁵ Vgl. Koszyk, Kurt (2010): *Journalismus und „Volksstimmung“ im Ersten Weltkrieg*. In: Eberwein, Tobias / Müller, Daniel (Hrsg.): *Journalismus und Öffentlichkeit. Eine Profession und ihr gesellschaftlicher Auftrag*. Festschrift für Horst Pöttker. Wiesbaden: VS Verlag, S. 455-466.

national (DNVP) und nationalsozialistisch (NSDAP).⁴⁶ Viele Verleger und Chefredakteure hatten gleichzeitig Parteiämter und staatspolitische Funktionen inne; z. B. Alfred Hugenberg, der „Zar“ des nach ihm benannten Pressekonzerns, der auch noch Vorsitzender der „Deutschnationalen Volkspartei“ (DNVP) war und dem ersten Kabinett Hitler als Minister angehörte⁴⁷; oder Friedrich Stampfer, der Chefredakteur des SPD-Zentralorgans „Vorwärts“, der die gesamten 1920-er Jahre Reichstagsabgeordneter war und seine Wahl in die gesetzgebende Kammer als einen unbedeutenden Umzug von der Presse-Etage in die der Abgeordneten geschildert hat⁴⁸ - wobei er, heute undenkbar, Chefredakteur blieb.

Meine These ist nun: *diese* Verleger und Chefredakteure, die in erster Linie Sozialdemokraten, Kommunisten, Katholiken, Nationalsozialisten usw. waren, konnten die berufliche Sozialisation ihrer journalistischen Mitarbeiter *nicht* der Institution Universität überlassen. Die Journalisten sollten ja die Tendenzen ihrer Blätter vertreten, und das hätte ihnen die Universität austreiben können. (Tendenzschutz kennt das deutsche Presserecht übrigens bis heute – Journalisten dürfen entlassen werden, wenn sie nicht zur Linie des Mediums passen.) Ohne die Unterstützung von Verlegern aber, gar *gegen* die Interessen der Medienunternehmen, lässt sich akademische Berufsbildung für den Journalismus nicht etablieren.

Belege: Institutionsgründungen und Berufungen der 1920-er Jahre

An den Auseinandersetzungen um zeitungswissenschaftliche Institutsgründungen und Berufungen in den 1920-er Jahren ist abzulesen, wie neben der praxisfernen Tradition der deutschen Wissenschaft auch die Verleger in dieser entscheidenden Phase die Implementierung berufsorientierter Journalistenausbildung an Universitäten gehemmt haben.

Dabei haben sich die Konflikte nicht so abgespielt, dass die Verleger *explizit* ihre Vorbehalte gegenüber einer sachlich-wissenschaftlichen Ausbildung für den Journalistenberuf geäußert hätten. Dies Motiv hat auf der *Hinterbühne* gewirkt, während man auf der Vorderbühne

⁴⁶ Vgl. Koszyk, Kurt (1972): Deutsche Presse 1914 – 1945. Geschichte der deutschen Presse, Teil III. Berlin: Colloquium.

⁴⁷ Vgl. Guratzsch, Dankwart (1974): Macht durch Organisation. Die Grundlegung des Hugenbergschen Presseimperiums. Düsseldorf: Bertelsmann; Holzbach, Heidrun (1981): Das „System Hugenberg“. Die Organisation bürgerlicher Sammlungspolitik vor dem Aufstieg der NSDAP. Stuttgart: DVA.

⁴⁸ Vgl. Koszyk, Kurt (1999): Friedrich Stampfer. Abwägend und ausgleichend. In: Hömberg, Walter / Kutsch, Arnulf / Pöttker, Horst (Hrsg.): Publizistik und politisches Engagement. Lebensbilder publizistischer Persönlichkeiten. Münster: LIT, S. 457-460.

Scheingefechte um die vermeintliche Praxisuntüchtigkeit der Universität führte. Dieses Verfahren passte zu den damals wie heute in Universitäten herrschenden Usancen, wo man sich ungern offen um die Sache streitet und lieber unter dem Tisch vor's Schienbein tritt. Ich habe ja einen erheblichen Teil meines Berufslebens außerhalb der Universität verbracht und musste erst lernen, dass man hier besonders vorsichtig sein muss, wenn einem besonders heftig zugestimmt wird. Der professorale Onkel eines heute wegen Erkrankung leider nicht anwesenden Freundes hat in den 1920-er Jahren den unschönen, aber irgendwie treffenden Satz geprägt: „Der Hauptzweck der Wissenschaft ist, dass der Andere sich ärgert!“

Das Vorurteil der Verleger von der Praxisuntüchtigkeit der Universität passte zum abgehobenen Selbstverständnis der deutschen Wissenschaft im Elfenbeinturm, das hier und da auch noch heute anzutreffen ist. Mathematiker, die sich für besonders gut halten, sind nicht selten stolz darauf, dass sie nicht rechnen können. Das dünkelfhaft zu finden, habe ich von meinen Eltern übernommen, die auch Mathematiker waren.

So ist es dazu gekommen, dass die Ansätze für eine Journalistik mit Berufs- und Praxisorientierung, die auch in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg durchaus da waren, nach dessen politisch aufwühlendem Ende wieder verschwunden sind.

Durch einen Spalt wird gelegentlich allerdings auch die *Hinterbühne* sichtbar, auf der sich die Auseinandersetzung zwischen wissenschaftlicher Sachlichkeit und der Möglichkeit zu politischer oder religiöser Einflussnahme zutrug. So wurde an das Deutsche Institut für Zeitungskunde (DIZ) an der Universität Berlin 1928 *nicht* Otto Groth berufen, der Erfahrungen als Zeitungsjournalist jüdischer Herkunft mit seinem noch heute zitierten wissenschaftlichen Standardwerk „Die Zeitung“ verband, in dessen Untertitel der Begriff „Journalistik“⁴⁹ vorkommt. Berufen wurde gegen den ausdrücklichen Willen der Philosophischen Fakultät, aber auf intensive Empfehlung der Verleger- und Journalistenverbände (VDZV, RDP) Emil Dovifat, ein katholischer Publizist, der bekanntlich das Modell der Gesinnungspublizistik bis in die 1960-er Jahre gepredigt und seine beiden Lehrbüchlein „Zeitungswissenschaft“ an die in den drei Jahrzehnten zwischen 1933 und 1960 ja sehr wechselnden Gesinnungen der Herrschenden angepasst hat⁵⁰.

⁴⁹ Groth, Otto (1928): Die Zeitung. Ein System der Zeitungskunde (Journalistik). 4 Bde. Mannheim, Berlin, Leipzig: J. Bensheimer.

⁵⁰ Vgl. Heuser, Joachim (1994): Zeitungswissenschaft als Standespolitik. Martin Mohr und das „Deutsche Institut für Zeitungskunde“ in Berlin. Münster, Hamburg: LIT, S. 256-274.

Und um auch den *genius loci* zu beschwören: Dass 1926 das heutige Institut für Zeitungskunde, das damals noch eine Journalistenschule hätte werden sollen, in *Dortmund* (zu der Zeit noch keine Universitätsstadt) gegründet wurde und nicht an die Universität Münster kam, wo sich Karl Büchers Mitarbeiter Johannes Kleinpaul als Lektor um wissenschaftlich fundierte Praxis-Kurse bemüht hatte, ist nicht zuletzt der Furcht des damaligen „Niederrheinisch-Westfälischen Zeitungsverleger-Vereins“ (NWZVV) zu verdanken, an der Universität könnten die Interessen der Verleger zu kurz kommen. Hintergrund dieser Furcht war ein bereits als amtlicher Entwurf vorliegendes Gesetz, das das inhaltliche Bestimmungsrecht der Verleger über ihre Zeitungen einschränken sollte. Auch hier war ein katholischer Verleger und Reichstagsabgeordneter der Zentrums-Partei, der Dortmunder Lambert Lensing sr., besonders engagiert - gegen das Gesetz wie gegen die Platzierung des Zeitungs-Instituts an die Universität Münster. In Dortmund hofften die Verleger offenbar, leichter zu einer Journalistenausbildung in eigener Regie zu kommen, wenn sie denn überhaupt etabliert werden sollte. Dass dafür das Interesse an Gesinnungsverbreitung ein Motiv war, geht aus einem Schreiben des NWZVV-Vorsitzenden Otto Dierichs an die Mitglieder des Verbands vom 19. April 1926 hervor:

Leider ist heute ein großer Teil der Öffentlichkeit (...) der Ansicht, daß in der Presse der Verleger im Wesentlichen nur die Rolle des Kaufmanns spielt, während er mit dem Geistigen in der Zeitung verhältnismäßig wenig zu tun hat. Diese Auffassung kann, wie der Journalistengesetzentwurf zeigt, für die deutsche Verlegerschaft sehr gefährlich werden. Deshalb haben wir geglaubt, daß die Organisationen der deutschen Verlegerschaft (...) die Pflicht haben, sich (...) auch der Pflege des geistigen Standards widmen zu müssen.⁵¹

Da der Verlegerverband Mitglieder unterschiedlicher politischer Couleur von sozialdemokratischen über Zentrums- bis national-liberalen Blättern vertrat, war dies eine Formulierung, mit der sich das allen Verlegern gemeinsame Interesse am politischen Einfluss auf die Redaktionen, heute würden wir sagen am Tendenzschutz, wahren ließ.

⁵¹ Zitiert nach Maoro, Bettina (1987): Die Zeitungswissenschaft in Westfalen 1914 bis 45. Das Institut für Zeitungswissenschaft in Münster und die Zeitungsforschung in Dortmund. München u. a.: K. G. Saur, S. 185.

Zu der aus diesem Interesse erwachsenden Skepsis gegenüber der Qualifikationsstätte Universität passt, dass heute diese Skepsis in überregionalen Qualitätszeitungen – sei es nun die „Süddeutsche“ (SZ) oder die „Frankfurter Allgemeine“ (FAZ) – besonders vernehmlich ist. Aus empirischen Untersuchungen wissen wir, dass dies der Pressesektor ist, in dem parteipolitische Tendenzen noch eine gewisse Rolle spielen.⁵²

Zu klären bleibt noch die Frage, warum die Idee der akademischen Journalistenausbildung in der Sowjetunion oder in der DDR auf fruchtbaren Boden fiel. Wie konnte es dazu kommen, wo es doch dem Journalismus in diesen Ländern – getreu der Leninschen Devise vom Journalisten als Agitator, Propagandist und kollektivem Organisator⁵³ - gewiss nicht an Parteilichkeit gefehlt hat? Ganz einfach: Wo die Universität in derselben Hand ist wie die Medien, z. B. in der Hand einer staatstragenden Einheitspartei, da kann man der Universität die Ausbildung der Journalisten überlassen. Die Universität war hier von der gleichen Parteilichkeit beseelt wie die Dirigenten der Medien es von den Journalisten haben wollten.

Blick nach vorn: Wie lässt sich akademische Berufsbildung für Journalisten in Deutschland fördern?

Eine produktive Erbschaft des Ausbaus der Journalistik in der Sowjetunion ist, dass es heute, nach dem Systembruch, immer noch fast an jeder russischen Universität das Fach Journalistik gibt. Davon kann in Deutschland keine Rede sein. Trotz eines gewissen Ausbaus der journalistischen Berufsbildung an Fachhochschulen, die dort oft mit der Ausbildung für PR-Berufe in einen Topf geworfen wird, sind wir gegenüber Russland und natürlich den USA immer noch erheblich im Rückstand.

Das ist deshalb besonders misslich, weil der Journalistenberuf in der digitalen Medienwelt ökonomisch und professionell in eine fundamentale Krise geraten ist. Gerade in einer Situation, in der sich Vieles wandeln muss, wäre mit Forschung verknüpfte Ausbildung, wäre besonders auch wissenschaftlich fundierte *Weiterbildung* wichtig. Fragen, die durchaus in die Aus- und Weiterbildung gehören, sind z. B. die nach neuen Finanzierungsmodellen oder

⁵² Vgl. Busse, Christian / Thomann, Anja (2006): Ruf und Realität. Eine Untersuchung der Parteinähe von Frankfurter Rundschau, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Westfälische Rundschau, Ruhr Nachrichten, Hamburger Morgenpost und BILD. Dortmund: Institut für Journalistik, unv. Diplomarbeit.

⁵³ Vgl. Lenin, W(ladimir) I(ljitsch) (1976): Womit beginnen? In: ders.: Werke, Bd. 5, Mai 1901 – Februar 1902. Berlin: Dietz, S. 11.

welche der hergebrachten Standards modifiziert werden sollten, welche aber auch bleiben müssen?

Was kann getan werden, um in Deutschland wissenschaftsgestützte, möglicherweise öffentlich finanzierte Berufsbildung von Journalisten voranzubringen? Dazu sechs Bemerkungen:

1. Am wichtigsten ist, die deutsche Öffentlichkeit besser zu informieren, wozu sie den Journalismus *braucht*. Es gilt darüber aufzuklären, dass institutionell gesicherte berufliche Qualifikation eine Voraussetzung ist, damit der Journalismus seine öffentliche Aufgabe erfüllen kann, durch unerschrockenes und faires Herstellen von Transparenz gesellschaftliche Selbstregulierung zu ermöglichen. An diesem Bewusstsein hapert es, weil Pressefreiheit und professionell hergestellte Öffentlichkeit in Deutschland eine brüchige Tradition haben und das Modell des unabhängigen Journalismus nach 1945 von außen aufgepfropft wurde. Hinderlich für solche Aufklärung ist das traditionelle Selbstbild des unbeteiligten Beobachters, das es Journalisten schwer macht, über sich selbst zu reden. Förderlich ist dagegen, dass Journalisten die Techniken der Informationsverbreitung selbst am besten beherrschen.
2. Ohne Verleger und Rundfunkhierarchen geht es nicht. Wir Wissenschaftler dürfen nicht müde werden, den Medien klar zu machen, dass sie – auch in ökonomischer Hinsicht – etwas von uns haben können. Beispielsweise hätten die Verleger etwas davon gehabt, wenn sie vor gut einem Jahrzehnt auf die warnenden Stimmen der Medienforschung gehört hätten, als sie kostenintensiv hergestellte journalistische Produkte um vermeintlicher Image-Vorteile willen kostenlos ins Netz stellten. Um die Skepsis der Medienpraxis gegenüber der Universität abzubauen, könnte die Vermittlung der *Einsicht* hilfreich sein, dass diese Skepsis auch auf die anachronistische *Tradition des Gesinnungsjournalismus* zurückgeht, die mit den katastrophalen Besonderheiten der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert zusammenhängt.
3. Zu den Belastungen unseres historischen Erbes gehört, dass wir Deutsche, ohnehin zum Prinzipiellen neigend, aufgrund unserer schlechten Erfahrungen mit gelenkten Medien das journalistische Unabhängigkeitsstreben zur *Ideologie der absoluten*

Staatsferne des Journalismus radikalisiert haben. Wenn der Staat, also der Steuerzahler, sich an der Finanzierung der Aus- und Weiterbildung von Journalisten beteiligen soll, damit diese ihre öffentliche Aufgabe erfüllen können, dann müssen wenigstens die von der Bevölkerung gewählten Abgeordneten, letztlich auch die von ihnen legitimierten Regierungen, sich über die Zukunft des Journalismus Sorgen machen und über die Bereitstellung unterstützender Mittel entscheiden dürfen. Sind denn öffentliche Gelder problematischer als private? Der Deutsche Presserat wird seit bald vier Jahrzehnten teils aus Mitteln der ihn tragenden Verbände, teils aber auch aus dem Steueraufkommen finanziert. Und das Institut für Journalistik der TU Dortmund bildet seit bald vier Jahrzehnten auf der Basis öffentlicher Finanzierung Journalisten aus.

4. Wir Wissenschaftler aus der Journalistik sollten unser *Transfermodell überdenken!* Es hat wenig Sinn, wie ich in meiner Antrittsvorlesung zu meinen, man müsse für die Berufspraxis hilfreiche Forschungsergebnisse nur eingängig und interessant in einer Buchreihe publizieren und die Praktiker würden sie sich da schon abholen. Wir müssen auf den *konkreten Bedarf der Medienbetriebe* eingehen – auch, was die Aus- und vor allem Weiterbildung betrifft. Die Vorstellung, dass Fortzubildende zu uns in die Universität kommen, bedarf schon deshalb der Korrektur, weil sogar freie Mitarbeiter unter dem gegenwärtigen ökonomischen Druck im redaktionellen Alltag immer weniger abkömmlich sind. Warum nicht auch Fortbildungen mit wissenschaftlich und praktisch qualifizierten Referent(inn)en vor Ort anbieten, wie wir es z. B. in dem von der Landesregierung finanzierten Weiterbildungsprojekt „Initiative Lokaljournalismus“ (INLOK) tun? Der Transfer zwischen Wissenschaft und Mediengeschäft sollte sich in einem *interaktiven Prozess* vollziehen, in dem beide Seiten die Interessen der anderen und die Folgen des eigenen Handelns für das Gegenüber berücksichtigen⁵⁴.
5. Wenn Weiterbildung vor Ort gerade in der gegenwärtigen Krise der Königsweg ist, wie die Journalistik ihre Einsichten in die Praxis transferieren kann, dann müssen auch die Referent(inn)en der Weiterbildung, die in die Medienbetriebe gehen, auf wissenschaftlicher Grundlage für diese Aufgabe aus- und sogar weitergebildet werden.

⁵⁴ Vgl. Pöttker, Horst (1997): Entfremdung und Illusion. Soziales Handeln in der Moderne. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 88-97.

Dazu gehört mehr als journalistische Erfahrung, sondern z. B. auch auf *journalistische* Weiterbildung zugeschnittene Didaktik und Didaktik-Forschung. Bisher gibt es m. W. keinen *Studiengang für Referent(inn)en journalistischer Berufsbildung* an einer deutschen Hochschule. Ob es das irgendwo im Ausland gibt, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls melde ich heute schon einmal ein *Patent* auf die Idee an, einen solchen Studiengang zu konzipieren. Das Hochschulinstitut, an dem er eingerichtet würde, müsste sich gleichzeitig um die Organisation der Vermittlung von Weiterbildungskursen und –Referenten in Medienbetriebe kümmern. In der Situation des beginnenden Ruhestands lassen sich Aufhörer, Weitermacher und Neubeginner unterscheiden. Ich zähle mich zu der letzten Gruppe. Vielleicht findet sich ja eine Universität, die bereit ist, die von mir seit 30 Sekunden patentierte Idee aufzugreifen.

6. Zumindest denkbar ist, dass es auch in Deutschland Wissenschafts- oder Medienpolitiker gibt, die man von der Notwendigkeit wissenschaftlich fundierter, auch öffentlich finanzierter Berufsbildung für den Journalismus überzeugen kann. Hilfreich wäre dabei der Hinweis, dass Deutschland bei diesem Modernitätskriterium im internationalen Vergleich arg im Rückstand ist. Allerdings bekäme solche Überzeugungsarbeit nur Durchschlagskraft, wenn sie von einer *Organisation* vorgetragen würde, die das Interesse an wissenschaftsgestützter journalistischer Berufsbildung kontinuierlich vertritt. Wir deutsche Journalismus-Wissenschaftler sollten uns mit interessierten Verlegern, Chefredakteuren, Volontärsbetreuern usw. zu einem *Fachverband für journalistische Berufsbildung* zusammenschließen, der als Lobby-Organisation agiert. Ich habe diese Bemerkung bereits am Ende meiner Antrittsvorlesung gemacht; damals haben mich Kollegen aus der DGPK überredet, die Anregung aus der publizierten Fassung der Vorlesung zu streichen. Wenn es jemals zu einer Publikation meiner Abschiedsvorlesung kommen sollte, werde ich diesen Fehler nicht wiederholen. In den USA gibt es wie gesagt mit der AEJMC seit langem einen solchen Verband, in Russland hat sich vor einiger Zeit ein solcher gegründet. Das sollte uns Ansporn sein.